

01.11.77
Nekr B 0005

Zentralbibliothek Zürich

Der Stadtbibl. Zürich

10000

Verf.

Jakob Baechtold,

Professor der deutschen Litteraturgeschichte
an der Universität Zürich.

Geboren den 27. Januar 1848.

Gestorben den 8. August 1897.

(Separatabdruck aus der „Neuen Zürcher-Zeitung“.)



Zürich

Buchdruckerei der Neuen Zürcher-Zeitung
1897.

277 G
1/2

Dem Manne, der unserm Gottfried Keller das großartige biographische Denkmal errichtet, der uns so manchen Schriftsteller der Schweiz alter und neuerer Zeit in richtigem Lichte gezeigt, der mit so scharfem Blicke und doch mit so viel Liebenswürdigkeit Wesen und Geist der Vergangenheit wie der Gegenwart unserer Litteratur darzustellen vermocht hat, dem akademischen Lehrer und dem fruchtbaren Gelehrten, der uns stets Vorbild sein wird, hier einen Nachruf zu widmen, fühle ich mich unter dem frischen Eindruck des erlittenen Verlustes weder berechtigt noch berufen. Nur der ausdrückliche Wunsch der Leiter der Neuen Zürcherzeitung, die es als eine Pflicht gegenüber der Öffentlichkeit betrachten, vom Leben und Wirken des Dahingeschiedenen ihren Lesern ein Bild zu geben, kann mich veranlassen, eine biographische Skizze zu wagen, doch einfach und prunklos, lediglich Thatfachen bietend, wie es der verstorbene Freund und Kollege gefordert haben würde.

An einem frischen Julimorgen des Jahres 1867 — es war der 6. — eilten wir jüngern Schaffhauser Gymnasiasten auf den Herrenacker, um das Schauspiel des Abzuges der eidgenössischen Schützenfahne uns anzusehen. Die Spitze des Zuges war längst die „Tanne“ hinunter und an der Frohnwaage vorbeimarschiert, als die letzten den Sammelplatz verließen, und wir in der hintersten Reihe einen wohlbekannten älteren Mitschüler erblickten, der sich, mit einer kleinen schwarzen Reisetasche ausgerüstet, den abziehenden Schützen angeschlossen hatte. Als er uns sah, rief er

uns zu, wir sollten nur brav in die Schule gehen, er habe Ferien und reise mit uns eidgenössische Schützenfest nach Schwyz. Das weckte unsern Neid; und wenn wir auch ahnten, daß die Festberichterstattung, zu der er sich verpflichtet hatte, nicht eitel Freude sei, so waren verfrühte Ferien zu solchem Zwecke doch etwas Unerhörtes. Und als wir gar im August beim Wiederbeginn der Schule vernahmen, es sei dem jungen Journalisten der sonst in allen Klassen obligate Ferienaufsatz erlassen worden, weil er dem Lehrer des Deutschen seine Festberichte im Druck zugesandt, da fingen wir an, den Bevorzugten mit ganz besondern Augen anzusehen. Wir wußten auch noch anderes von dem schwarzen Vodenkopf: schon zweimal hatte er einer Zeitschrift, die damals in alle Familien kam, Novellen zugesandt, und staunend hatten wir seine Werke gelesen; in unserer Phantasie sahen wir bereits den künftigen berühmten Romanschriftsteller: er hieß Jakob Bächtold.

Bächtold war etwas älter als seine Klassengenossen; denn ein regelmäßiger Gang durch die aufeinanderfolgenden Schulstufen war ihm nicht beschieden gewesen. Am 27. Janur 1848 hatte er zu Schleithelm im Kanton Schaffhausen das Licht der Welt erblickt. Man hatte sonst von den Bewohnern jenes durch den Randen vom übrigen Kanton abgeschnittenen Thales die Vorstellung, daß sie nicht leicht den Weg in die Weite finden. Mit Bächtold war es ganz anders. Sein Vater, ein angesehener Arzt, starb schon im Oktober des folgenden Jahres; seine Mutter, eine geborne Maurer aus Narau, eine treffliche Frau, verheiratete sich wieder, und der Wandertrieb des Stiefvaters brachte dem heranwachsenden Knaben ein wechselndes Herumziehen von Schule zu Schule. Im thurgauischen Affeltrangen genoß er den Unterricht der Volksschule, dann war er ein Jahr lang in Arburg,

dann in Muri, wo er die Bezirksschule durchlief, und kam von dort ans Gymnasium in Frauenfeld. Die strenge Zucht jener Schule behielt er, trotz dem nur einjährigen Aufenthalte, bleibend, aber dankbar im Gedächtnis. Schon stand er reisefertig auf dem Bahnhofe Frauenfeld, um seiner Familie nach Schaffhausen zu folgen, als ihm ein Mitschüler meldete, er hätte eigentlich wegen irgend eines kleinen Streiches noch eine Strafe abzusitzen. Der ängstliche Schüler kehrt zurück, büßt sein Verbrechen, und macht sich mit erleichtertem Gewissen erst mit einem späteren Zuge auf die Reise.

In Schaffhausen wehte ein anderer Geist. Die kleinen Verhältnisse gewährten dem Gymnasiasten merkwürdigerweise große Freiheit. An der Spitze der Schule stand ein Mann, der durch seine Person wie durch sein Wissen und Wirken imponierte und der die Handhabung einer ängstlichen Disziplin verschmähte. Der würdige Rektor Adolf Morstadt, ein gelehrter Grieche, der als Kenner des Sophokles sich einen Namen erworben, ließ manches geschehen, was anderswo gerügt worden wäre; er schaute mehr aufs Ganze als aufs Einzelne — und Viele wissen ihm heute dafür noch Dank. Die Lehrerschaft war bunt zusammengesetzt, nicht lauter pädagogische Talente, aber unter ihnen geistreiche, tüchtige Männer, die vielleicht manchmal in ihren Voraussetzungen zu hoch gingen, für den Augenblick wenig greifbare Resultate erzielten, aber viel Anregung boten. Der heffische Flüchtling Adam Pfaff, später Professor in Karlsruhe, unterrichtete nicht, er trug Geschichte vor und zwar von der untersten Klasse an; außer ein paar Zahlen fürs Examen lernte man wenig und doch trugen seine Schüler Eindrücke davon, die fürs Leben wohl mehr wert sind als das reiche Examenwissen, das andere Lehrer vermitteln. Der Germanist Frauer, vor wenigen

Jahren als Professor in Stuttgart gestorben, weckte in Bächtold das Interesse für die ältere deutsche Literatur, während dessen Nachfolger Rümelin ihn auf die Schönheiten Goethes hinwies. Antistes Mezger, ein Mann von reichem Wissen und freiem Geiste, erteilte den Religionsunterricht, der in den obersten Klassen vielfach in Religions-, Kultur- und Kunstgeschichte, sowie in Religionsphilosophie überging und reiche Anregung brachte. Im Gymnasialverein war Bächtold ein geschätztes und geliebtes Mitglied und die Annalen dieser Verbindung wissen allerlei Lobenswerthes von ihm zu melden. Wer in jenen Jahren das Schaffhauser Gymnasium verließ, war zwar nicht mit einem gleichmäßig belasteten Schulsack beschwert, das mathematische Wissen namentlich (sofern einer nicht Talent hiefür von Hause mitbrachte) kam zu kurz; aber er war doch gut ausgerüstet zum Studium, hatte Freude an der Wissenschaft und Achtung vor ihr, hatte die Geselligkeit schätzen gelernt und hatte auch Gelegenheit gehabt den edeln Genuß der Natur wie der Kunst, zumal der Musik würdigen zu lernen.

In Heidelberg, wohin Bächtold im Wintersemester 1867/68 zog, wurde Adolf Holymann sein Hauptlehrer. Er trieb germanische Philologie im weitesten Umfang, ganz nach dem Vorbilde seines Meisters. Wie dankbar er ihm aber auch war, so sprach er doch später gelegentlich mit Bedauern davon, daß Holymanns Auftreten gegen die Schule Bachmanns ihm eine Uebersiedelung nach Berlin unmöglich gemacht habe; denn ein Uebergang von Holymann in den Kreis Müllenhoffs wäre einem völligen Lossagen von dem berühmten und in seiner Art vorzüglichen Heidelberger Gelehrten gleichgekommen. Und doch hätte Bächtold gerne auch norddeutsches Wesen und Berliner Methode kennen gelernt.

München bot ihm seit Herbst 1868 einen Ersatz, der seiner Art wahrscheinlich besser entsprach, als es die damaligen Berliner Verhältnisse vermocht hätten. In Konrad Hofmann fand er einen vielseitigen Gelehrten, dem er bald näher trat; der feinsinnige Wilhelm Herz zog ihn an, Künstlerkreise öffneten sich ihm und damit eine Welt, die ihn zeitlebens mit ihrem Zauber umfassen sollte. Aus jener Zeit datiert auch das Zusammentreffen mit Heinrich Leuthold, dem er ein Jahrzehnt später den letzten und größten Liebesdienst, die Herausgabe seiner Gedichte, erwies. Sicher ist die Münchner Zeit für Bächtold die an wichtigen und nachhaltigen Eindrücken reichste gewesen; gerne erinnerte er sich an sie und kehrte mit besonderer Vorliebe als Gast in die Stadt zurück, der er viel verdankte und die er auch in ihren Sehenswürdigkeiten gründlich kannte. Als wir vor einigen Jahren durch das alte München gingen, wußte er mich auf hundert Dinge aufmerksam zu machen und selbst bei eingebrochener Dunkelheit führte er mich noch durch einen Thorweg, der ihm zu interessant schien, als daß man ihn hätte übergehen dürfen.

Den äußern Abschluß seiner Studien bezeichnete Bächtold mit dem Markstein einer Dissertation, die er in Tübingen einreichte, von welcher Hochschule er den Dokortitel erhielt. „Der Lanzeset des Ulrich von Jagikhoven“, Frauenfeld 1870, war damals schon eine bemerkenswerte Schrift; heute, beim Ueberblicken des Lebenswerkes des Verstorbenen, erhebt sie sich geradezu zur Bedeutung eines Lebensprogrammes. Was an den sorgfältigen Forschungen Bächtolds über den Thurgauer Epiker des ausgehenden zwölften Jahrhunderts (aus Rezikon im Lauchthale) heute noch Gültigkeit hat, ist in die „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz“ (Pg. 87 ff.) übergegangen, wo der Verfasser im Gegensatz zu

seiner früheren Ansicht annimmt, Ulrich sei das Vorbild für den großen Hartmann von Aue geworden; für uns aber ist jetzt wichtiger zu vernehmen, wie der zweiundzwanzigjährige Doktorand damals schon seine Aufgabe darin sah, der Litteratur seines Vaterlandes zur richtigen Würdigung zu verhelfen:

„Es regen sich in unsern Tagen so viele Stimmen, um Klage zu führen über den Mangel an ästhetischer und litterarischer Begabung bei den Schweizern. Mit welchem Unrechte dies geschieht, davon kann uns ein Blick in unsere heimischen sprachlichen Denkmäler überzeugen. Leider ist die Zeit für uns noch nicht da, da wir uns dessen bewußt sind, welch einen kostbaren Schatz wir an unserer älteren vaterländischen Litteratur besitzen. Man will sich oft nicht mehr daran erinnern, daß in der althochdeutschen Periode St. Gallens Entwicklungsgang der Entwicklungsgang der deutschen Kultur- und Litteraturgeschichte überhaupt war; man denkt nicht an die fröhliche Zeit der Lyrik und Epik des 13. Jahrhunderts und der folgenden Jahrzehnte, nicht an den mächtigen Impuls, der im 16. Jahrhundert von der Schweiz aus dem deutschen Drama gegeben wurde, nicht an unsere großen Chronisten u. s. w. Und wir dürfen uns darüber beschweren, daß die Fremde uns mißachte, wenn wir uns selbst nicht achten? Unsere Litteratur schlingt um das ganze deutsch-schweizerische Vaterland und um all unsere zerrissenen Länder und Ländchen innig ihr altes Band; ihr Verständnis lehrt uns die Heimat besser kennen, treuer lieben und soll endlich der Nation ein Segen werden! Und diesen herbeizuführen, ist die große Aufgabe der deutschen Sprachforscher in der Schweiz.“

Dann zählt Bächtold all die Männer auf, die sich um die Erforschung der Litteratur in der Schweiz Verdienste erworben: Theodor Bibliander, Melchior Goldast, Christ. Heinrich Myller, J. J. Bodmer,

Franz Joseph Stalder, Franz Pfeiffer, Wilhelm Wackernagel, Mörikofer, hebt hervor, wie viel noch zu thun sei, bis der reiche Stoff geordnet vor uns liege — und wer will heute bestreiten, daß unter den zahlreichen Arbeitern auf dem Gebiete schweizerischer Litteraturkunde kein Name bessern Klang hat als der Jakob Bächtolds?

Die Wellen des großen Kriegsjahres sollten auch an das Lebensschiff des jungen Doktors schlagen. Für die „Neue Zürcher-Zeitung“ reiste er nach dem Kriegsschauplatz und gab die gewaltigen Eindrücke, die er dort empfing, in Schilderungen wieder, die mit besonderem Interesse gelesen wurden. Heute noch erinnere ich mich, wie uns die Lebendigkeit und Unmittelbarkeit seiner Darstellungen ergriff. Bald aber kehrte der Kriegsberichterflatter zu wissenschaftlicher Arbeit zurück. Er begab sich nach Paris, hörte Vorlesungen an der Sorbonne und an der Ecole des Hautes Etudes, erging sich in den Schätzen der Bibliothèque Nationale, erwarb sich die Freundschaft von Gaston Paris und die Vertrautheit mit der altfranzösischen Nationalliteratur, zu welcher ihn schon sein Ulrich von Zazikhoven hinübergeleitet hatte.

Ein nur kurzer Aufenthalt in England (im Frühjahr 1872) gab Bächtold Veranlassung zu seiner zweiten wissenschaftlichen Publikation: „Deutsche Handschriften aus dem Britischen Museum.“ Schaffhausen 1873, in welcher er sehr sorgfältige Nachrichten über Manuskripte der späteren mittelhochdeutschen Zeit bietet und die Legende von Karl dem Großen und den schottischen Heiligen ausführlich behandelt.

So hatte der junge Gelehrte sich über sein Können und Streben hinlänglich ausgewiesen, um bei der Besetzung einer Gymnasiallehrerstelle in Betracht gezogen zu werden. Nachdem er kurze Zeit hindurch bei

einer Familie Bühler im Harb (Gmatingen) Hauslehrer gewesen, schied er von dort — unter Aufrechterhaltung der freundlichsten Beziehungen auf Lebenszeit — um im Herbst 1872 einem Rufe an die solothurnische Kantonschule zu folgen wo er als Ersatz für den trefflichen Rektor Schlatter den Unterricht in der deutschen Sprache und Litteratur zu übernehmen hatte.

Fünfeinhalb glückliche Jahre verbrachte Bächtold in der altertümlichen Stadt. Er hatte gefunden, was seiner Art zusagte: eine lohnende Unterrichtsthätigkeit vor nicht allzu großen Klassen, tüchtige Kollegen, wie Franz Misteli, Dompropst Fiala, u. a., freundliche, gesellige Leute, eine schöne Umgebung, kurz Verhältnisse, die ihn zu ernster Arbeit und heiterem Lebensgenuß in gleicher Weise aufforderten. Für ihn bedeutete die Kleinstadt nicht Verbannung; reger brieflicher Verkehr verband ihn mit Freunden und Fachgenossen, Besuche auswärtiger Gelehrter — wie z. B. der Wilhelm Scherers — brachten Anregung; mit dem ihm eigentümlichen Eifer, den Boden, auf dem er stand, auch historisch und litterarisch kennen zu lernen, versenkte er sich in die Geschichte Solothurns. Schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes hatte er die wissenschaftliche Beilage zum Schulprogramm zu schreiben und wählte dazu den Minoriten „Georg König von Solothurn und seine Reisebeschreibungen“ (1664—1736). Wichtiger als die Abhandlung selbst ist für uns heute die Einleitung „Ueberblick über den Anteil Solothurns an der deutschen Litteratur“, wo an bekannte Thatsachen eine Reihe von Einzelangaben geknüpft sind, hinter denen eine gewaltige Arbeit steckt. Er hat später den wackeren Geistlichen „mit seiner herabgewinnenden Art, seiner oft rührenden Naivität und seinen Anekdoten“ nicht aus den Augen verloren und im „Urkundio“ weitere wert-

volle Abschnitte aus dessen Reiseschilderungen veröffentlicht.

Inzwischen wandte er sich einem berberer Gesellen zu, dem Luzerner Chronisten und Dichter Hans Salat, welcher — 1498 in Sursee geboren — als Seiler, Wundarzt, Reisläufer, Gerichtsschreiber, katholischer Historiker, Pamphletär und Schulmeister ein unketes Leben geführt hatte, dessen Spuren sich im Jahre 1552 verlieren. Troz verschiedener Vorarbeiten und der unschätzbaren Mithilfe des Luzerner Staatsarchivars, Herrn Theodor von Liebenau, hatte Bächtold doch auch hier wieder Bahn zu brechen und dem interessanten Abenteuerer und Schriftsteller seinen richtigen Platz anzuweisen. (Hans Salat, ein schweizerischer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften. Hg. von Jakob Bächtold. Basel 1876. Und später: Hans Salats Drama vom verirrten Sohn. Bd. 36 des Geschichtsfreundes. Einsiedeln 1881.) Es ist ein überaus wichtiger Beitrag zur Sittengeschichte des Reformationszeitalters, wie zur Literaturgeschichte jenes Abschnittes, den wir hier empfangen, und der fleißige und gelehrte Verfasser bereitete damals viel Freude durch eine Ankündigung im Vorworte, daß er in nicht allzu ferner Zeit seinen Landsleuten eine Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz „vorläufig bis zum 18. Jahrhundert“ hoffe vorlegen zu können. „Es scheint doch mehr als bloße Phrase zu sein — fährt er fort —, ein solches Werk wirklich ein Bedürfnis zu nennen. Wenige Länder werden sich rühmen können, treulicher als die Schweiz ihre Vergangenheit durchforscht zu haben. Seit neuerer Zeit freuen wir uns sogar einer Schweizerischen Kunstgeschichte, Musikgeschichte zc. Wo aber bleibt unsere überaus reiche deutsche Litteratur? Hoffentlich mag

der Leser bald einen Gang durch die erschlossenen Hallen unseres vaterländischen Schriftentums mit mir wagen!"

Aber es mußten noch gewaltige Bausteine herbeigeschafft werden, bevor man zur Errichtung dieser „Hallens“ schreiten konnte. Ein anderes Unternehmen sollte hiezu dienen: die „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes. Herausgegeben von Jakob Bächtold und Ferdinand Vetter. Frauenfeld, Huber.“ In Deutschland hatte der Stuttgarter Litterarische Verein längst Aehnliches zu Tage gefördert; neuerdings hatte der rührige Verlag von Niemeyer in Halle unter Wilhelm Braunes Auspizien in billigerer Form, aber deswegen nicht weniger wissenschaftlich, das Gleiche für einen späteren Zeitabschnitt in Angriff genommen; warum sollte die Schweiz nicht Schritt halten können? Herausgeber und Verleger waren guter Hoffnungen voll und überschätzten in ihrer Begeisterung die Größe der litterarischen Interessen in der Schweiz und für die Schweiz, wie sie auch die Arbeit, die zu bewältigen war, kaum hoch genug anschlugen. Auch hier war Bächtold wiederum mit dem größten Einsatze an Energie und Fleiß bereit. Am Sonntag Jubilate 1877 konnte er fröhlichen Herzens das Vorwort zum ersten Band, zur „Stretlinger Chronik“ unterzeichnen, die unverzüglich in überraschender Ausstattung auf dem Büchermarkte erschien.

Darf der fleißige Kirchherr von Sinigen am Thunersee, Eulogius Riburger, den Rang eines Geschichtsschreibers nicht beanspruchen, so hat er doch in seinen zwölf Kapiteln der sogenannten Stretlinger Chronik einen reichen Schatz von erbaulichen, für Kultur- und Sittengeschichte, Sage und Mythe bedeutsamen Erzählungen angehäuft, der wohl verdiente ge-

hoben zu werden. Manches was Cäsarius von Heisterbach im *Dialogus miraculorum*, Jacobus de Voragine in der *Legenda aurea* und andere anderswo in lateinischer Sprache niedergelegt, das wird hier um die Mitte des 15. Jahrhunderts in fließendem Deutsch zugänglich gemacht, und man wundert sich billig, daß das merkwürdige Buch nicht schon früher zum Drucke befördert worden.

Als Herold für das neue Unternehmen der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz“ eignete sich aber der Verfasser der *Stretlinger Chronik* namentlich auch wegen seines zweiten Werkes, seiner Abhandlung „*Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler*“, einer Schrift, die längst bekannt war, jedoch erst von Bächtold dem wahren Verfasser zugewiesen und kritisch herausgegeben wurde.

An zweiter Stelle sollte abermals ein Berner treten, Niklaus Manuel (Frauenfeld 1878. CCXXIII u. 467 SS.), der Freund unseres Zwingli, der Maler, Dichter und Staatsmann, der mit Wort und Schrift so mutig für die Sache der Reformation eingetreten war. Mit voller Begeisterung widmete sich Bächtold dem Studium dieses sympathischen Mannes, und imposant ist das Denkmal, das er ihm gesetzt hat. Dankbar erkennt er an, was der geistvolle Karl von Grüneisen († 1878) unserem Landsmann erwiesen; doch es war nach vierzig Jahren wohl angezeit, mit der Forschung aufs neue einzusetzen, und freudig hob die Kritik damals hervor, welch großen Dienst Bächtold der Litteratur des Reformationszeitalters im allgemeinen durch sein Buch geleistet. Mehr als dreißig Bibliotheken des In- und Auslandes hatte er gewissenhaft durchforscht, eine ganze Reihe von Einzelheiten entdeckt, mit deren Hilfe er seinen Helden in ein völlig neues Licht zu stellen vermochte.

Von Zürich aus ist die Vorrede zu Niklaus Manuel datiert, das Werk selbst war noch in Solothurn entstanden. Dort hatte er schon im Jahre 1873 eine Ehe geschlossen, die das Glück seines Lebens ausmachte, und was der Verstorbene selbst in festlicher Stunde öffentlich ausgesprochen, darf auch hier ohne Indiskretion wiederholt werden: Bächtold fand in seiner Lebensgefährtin die treueste Genossin und verständnisvollste Helferin auch in seinen geistigen Arbeiten, ohne die er das riesige Werk seines Lebens nie hätte bewältigen können.

Der Uebersiedelung nach Zürich war ein Ruf ans Schaffhauser Gymnasium vorangegangen, den er ablehnte; eine Veränderung konnte für ihn nur von Wert sein, wenn sie ihn in eine größere Umgebung, in einen weiteren Wirkungskreis versetzte. Zürich bot ihm, was es eben damals zu vergeben hatte: eine arbeitsvolle Stelle an der kürzlich reorganisierten und durch ein Lehrerinnenseminar erweiterten Höheren Töchterschule, und Bächtold setzte seit Ostern 1878 sein ganze Kraft für die neue Aufgabe ein, wohl wissend, daß das Feld, das er hier betreten hatte, seinem Streben auch noch weitere Ziele bot. Es ist erstaunlich, was er neben seinen Unterrichtsstunden in Deutsch und Geschichte, deren Zahl meist tüchtig in die Zwanzig hineinging, noch alles zu leisten imstande war, und nur in allgemeinen Zügen vermögen wir von hier ab seiner Thätigkeit zu folgen.

Als Lehrer erwarb sich Bächtold in Zürich rasch die Beliebtheit, deren er sich bei seinen Schülern in Solothurn erfreut hatte; er verstand es meisterhaft, ohne Pathos und Schönrederei die Aufmerksamkeit zu fesseln, seine reichen und vielseitigen Kenntnisse gestatteten ihm, aus dem Vollen zu schöpfen, sein feiner Geschmack wußte stets das Beste für seine Schülerinnen auszuwählen. Kein Wunder,

daß alle, die seinen Schulunterricht genießen durften, ihn aufrichtig verehrten und verehren. Auch außerhalb der Lehrstunde trat er für die Anstalt ein: im Winter 1882/83 bot er den Schülerinnen und einem weiteren Publikum von Damen einen Cyclus von sechs Vorträgen über Zürichs Beziehungen zur deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, wobei er in Einzelbildern behandelte: Das Bodmersche Haus, Klopstock in Zürich, Kleist, Wieland, Fichte in Zürich, Goethe in Zürich. Auch das waren Vorarbeiten zu seinem großen Lebenswerke. Im Winter 1885/86 sprach er an zwölf Abenden über Shakespeares Dramen, welchen Gegenstand er später auch unter seine akademischen Vorlesungen einreichte. Zum Schulprogramm von 1888 fügte er eine feine Studie über Schillers Demetrius.

Das Größte jedoch, was aus Bächtolds Schultätigkeit hervorgegangen, ist sein Lesebuch. Er fing aus guten Gründen mit der obersten Stufe an; denn hier war das Bedürfnis am dringendsten (Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten der Schweiz. Obere Stufe. Frauenfeld 1880.) Neu sind an dieser Sammlung besonders zwei Punkte: während man bisher meist mit den Romantikern schloß und im besten Falle noch einem Freiligrath und Geibel ein Plätzchen gewährte, überschritt Bächtold kühn die alte Grenze und gab das Wort auch den Neuern wie Mörike, Storm, Hebbel, Schack, Herwegh, Jakob Burckhardt, Gottfried Keller, C. F. Meyer, Leuthold, Dramm, Widmann, Lingg, Henze, Herk u. a., und zweitens schuf er — wie schon die aufgezählten Namen zeigen — ein Lesebuch für die Schweiz. Nicht in ungebührlicher Weise läßt er das einheimische Element in den Vordergrund treten, aber er giebt ihm die Stelle, die ihm in einem schweizerischen Lehrbuch gebührte. Kein ruhiger und sachverständiger Beurtheiler wird

Bächtold des Chauvinismus zeihen, sein warmer Patriotismus trübte das scharfe kritische Urtheil nicht. Mit diesen beiden Haupteigentümlichkeiten vereinigt das Lesebuch eine ganze Reihe anderer Vorzüge: die früheren Jahrhunderte sind unendlich viel mannigfaltiger illustriert als bisher, die so lehrreiche Briefliteratur ist herbeigezogen, Reiseschilderungen und naturwissenschaftliche Beschreibungen finden eine Stelle, Neben werden in vollem Umfange geboten, klassische Darstellungen der literarischen Zustände früherer Jahrhunderte (von Uhland, Badernagel, Strauß, Freytag, Wilhelm Scherer u. a.) sind passend eingeordnet, und in der Poesie ist eine Vertretung der verschiedensten Gattungen und Formen sorgfältig berücksichtigt. Ein Litteraturunterricht, wie ihn Bächtold im Vorworte skizziert, wird für die Oberklassen unserer schweizerischen Mittelschulen auf lange hinaus ein Ideal bleiben, und wer nach diesem strebt, der wird kein besseres Lehrmittel den Schülern in die Hand geben können, als Bächtolds Lesebuch, eine Sammlung, die dem Lehrer die wertvollsten Winke giebt und dem Schüler Freude macht, „ein Buch, das nicht, sobald man den bekannten Stuben entronnen ist, mit den verschiedenen Grammatiken und Leisfäden ungesäumt zur Vertröbelung gelangen sollte.“

Während die obere Stufe des Lesebuches keine besonders weite Verbreitung fand, wurde die nach denselben Grundsätzen bearbeitete untere und mittlere Stufe (Frauenfeld 1881, seither wiederholt neu herausgegeben) freudig begrüßt. Die neue Richtung war den Lehrern an Sekundar- und Bezirksschulen und an den Unterklassen des Gymnasiums offenbar willkommen, was Bächtold für die ungenügende Teilnahme der Lehrer höherer Klassen einigermaßen entschädigte. Die zur Mode gewordene vornehme Ablehnung des Lesebuches zu Gunsten der Lektüre ganzer Litteraturdenk-

mäler trat ihm in den Weg, und doch hatte er deutlich genug erklärt, daß sein Lesebuch eben gleichzeitig mit und neben jener Art der Lektüre eine Stelle fordere. Möglicherweise hat ein anderer, der den Bächtoldschen Gedanken wieder aufnimmt, auf der Oberstufe mehr Glück: unserer lernenden Jugend wäre es von Herzen zu gönnen.

Schriftstellerisch reichte Bächtold eine Gabe an die andere. Er hatte 1879 die Leitung des Feuilletons der „Neuen Zürcher-Zeitung“ übernommen und sorgte fünf Jahre lang mit feiner Auswahl dafür, daß die Leser mit dem Gange der neuesten deutschen und ausländischen Litteratur bekannt wurden. Manchmal mag diese Arbeit hart und mühselig gewesen sein, und er erinnerte sich später nicht mehr gerne daran (selbst als sein ihm sonst so lieber Freund, Professor Viktor Meyer in Heidelberg, den das Todeschicksal nun fast in derselben Stunde wie Bächtold ereilt hat, ihm im Jahre 1893 die hübschen „Märztage im Canarischen Archipel“ widmete und dabei auf seine Feuilletonistenthätigkeit anspielte, verbitterte ihm das die schöne Gabe), aber jene Stellung hat ihm doch allerlei Förderung gebracht. Er begnügte sich nicht mit Anordnung des Stoffes, er wollte selbst auch seinen Beitrag leisten. Und wie manch hübsches Kabinettsstück hat er in jenen Tagen den gähenden Spalten, dem „Danaïdensasse“ anvertraut! Was für eine feine Studie ist sein „Armer Mann im Toggenburg“ (Februar 1882), wie prächtig schildert er uns (1884) *Josua Maier* (1529—1599), den Lexikographen, als fahrenden Schüler, als Pfarrherrn in Elgg, Bischofszell, Winterthur und Glattfelden! Das konnte nur ein Mann leisten, der mit dem Geschick und Wissen des Forschers das glücklichste Erzählertalent vereinigte.

Dabei brachte ihn diese Art der Journalistik in Verbindung mit einer Reihe von hervorragenden

Schriftstellern und Litteraten. Ueberallhin reichten seine Fäden, immer wußte er für eine bestimmte Aufgabe auch den richtigen Mann zu finden. So gelang es ihm, unter Fernhaltung des blöden litterarischen Tagesklatsches, dem Feuilleton seines Blattes eine höhere geistige Stellung zu erobern, und dem dort ausgesprochenen Urteile Gewicht zu verschaffen.

Und nun zur Schule und zur Redaktionsarbeit, zur Forschung und zur Publikation erst noch die akademische Lehrtätigkeit! Am 19. Januar 1880 hielt Bächtold seine Antrittsvorlesung über „Die Verdienste der Zürcher um die deutsche Philologie und Litteraturgeschichte“ (vgl. Neue Zürcher-Zeitung, Feuilleton vom Januar 1880). In feierlichem Zuge führt er hier die zürcherischen Gelehrten an uns vorüber: Konrad Gesner (1516 bis 1565) mit seinem Mithridates, Caspar Waser, den Kenner des Gotischen und der älteren deutschen Litteratur, die beiden Lexikographen Johannes Fries († 1565) und den schon genannten Josua Maler, den sonderbaren Rauz Jakob Redinger, Pfarrer in Dietikon († 1688), und sein „Latinisch Lütches wortbuechlin“, den gelehrten Theologen Heinrich Hottinger († 1667), der die althochdeutsche „Exhortatio“ zugänglich machte, Johann Baptist Ott, den Kenner des Ulfilas, Tatian, Otfried und Notker; dann kommen Bodmer und Breitinger mit ihren überreichen Schätzen, Leonhard Meißler, der die „Beiträge zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Litteratur“ (1777) und anderes verfaßt hat, endlich Sulzers Schützling Christoph Heinrich Myller, der etwa 140.000 mittelhochdeutsche Verse publizierte. Es ist eine durch geistreiche Bemerkungen belebte Uebersicht, wie sie damals nur Bächtold geben konnte.

Als Privatdozent begann er im Sommersemester 1880 seine Vorlesungen mit einer Einleitung in das

Nibelungenlied und Erklärung ausgewählter Partien, welcher er im folgenden Winter eine allgemeine Erklärung des Nibelungenliedes anschloß. Auch Walther von der Vogelweide stand bald auf dem Programm (Sommer 1881); aber die eigentliche Litteraturgeschichte in ihrem Gesamtzusammenhange war doch von Anfang an sein Ziel. Die Geschichte der deutschen Litteratur im Reformationszeitalter (Sommer 1880) erweiterte sich zu einer deutschen Litteraturgeschichte des 16. Jahrhunderts (Winter 1882/83), neben welcher er gleichzeitig über die deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts las, dann kam die ausführliche Geschichte der alt- und mittelhochdeutschen Litteratur, bis Bächtold (im Sommer 1885 und im Winter 1885/86) das ganze Gebiet von den ersten Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vorzutragen im Falle war. Goethes Götz und der Iphigenia auf Tauris, die er beide in kritischen Ausgaben veröffentlicht hatte (Freiburg 1882 und 1883), widmete er eine Vorlesung im Sommersemester 1882.

Bächtold mußte an sich recht erfahren, daß der Erfolg in der akademischen Laufbahn keineswegs vom eigenen Wissen und der persönlichen Leistungsfähigkeit allein abhängig sei, sondern daß der Zufall, d. h. die Wegberufung, der Rücktritt oder Tod von Vertretern des Faches, eine weit wichtigere Rolle spiele. Nachdem er vierzehn Semester lang mit dem denkbar besten Erfolge gelesen, wurde ihm 1887 ein besoldetes Extraordinariat zu teil, das es ihm möglich machte, die Hälfte seiner Schulstunden aufzugeben. Bald nachher wurde in Basel eine Professur für Germanistik frei, und die dortige Fakultät richtete ihre Augen auf Bächtold. Längere Unterhandlungen wurden geführt, welchen durch die zürcherische Regierung, die dem Begehrten ein Ordinariat anbot, ein plötzliches Ende bereitet wurde. Damit waren Bächtolds Wünsche nach außen erfüllt, nach Ehre und Auszeichnung strebte er nicht;

aber eine gesicherte Stellung und eine abgerundete Aufgabe durfte er mit vollem Rechte erwarten. So lieb ihm der Unterricht an der Schule war, so hoch er sich dort von Kollegen und Schülerinnen geschätzt wußte, seine Ziele ließen sich nicht länger mit einem Amte vereinigen, das seine Zeit allzu sehr in Anspruch nahm. Wenige Monate nachher, an seinem 41. Geburtstag, verfaßte er in freudigster und getrostester Stimmung seine Vita für das Album der Universität und schloß mit den Worten: „Ich gedenke mich dieser Stelle noch recht lange zu erfreuen.“

Der Ordinarius nahm es mit seinen Pflichten sehr ernst. Seine Kollegienhefte, die ein anderer vielleicht als auf Jahre hinaus genügend erachtet hätte, wurden umgearbeitet, und unbegreiflich erschien manchmal die Klage, er könne seine bisherigen Entwürfe und Sammlungen nicht mehr brauchen. Bächtold wollte immer alles selbst nachgeprüft haben und so erwuchs ihm auf dem ungeheuern Gebiete, das er vertrat, täglich neue Arbeit. Scheinbar nebensächliche Bemerkungen waren bei ihm oft das Resultat gewissenhafter, langer Untersuchungen. Er tagierte seine Leistungen als Dozent viel zu gering, ließ sich durch allen Beifall, durch die sich rasch steigende Zuhörerzahl nicht in Sicherheit wiegen, er setzte zu und verbesserte, goß um und schuf neu, um nach vollendetem Werke wieder von vorne zu beginnen.

Das neugegründete deutsche Seminar an der Universität hatte für ihn großen Reiz; hier regte er zu einer Menge kleinerer literar-historischer Untersuchungen an, hier verwertete er in den sogenannten deutsch-pädagogischen Uebungen seine reichen Erfahrungen als Lehrer.

Indem er die Seminarmitglieder oft an seinen eigenen Arbeiten teilnehmen ließ, förderte er das Interesse an solchen Studien und zog — ohne Schule

machen zu wollen — einen Kreis junger Gelehrter heran, die dem Meister zur Ehre gereichen. Eine Reihe von Dissertationen giebt hievon beredtes Zeugnis, ganz besonders aber das dreibändige Werk: *Schweizerische Schauspiele des sechszehnten Jahrhunderts*. Bearbeitet durch das deutsche Seminar der Zürcher Hochschule unter Leitung von Jakob Bächtold. Zürich 1890—93.

Seit 1889 las Bächtold gewöhnlich in vier Semestern einen Kursus über die gesamte deutsche Literaturgeschichte; zunächst behandelte er die alt- und mittelhochdeutsche Zeit, dann die Litteratur des 15. bis 17. Jahrhunderts, dann des 18. Jahrhunderts und schließlich die Romantik. Nebenher gingen aber Vorlesungen von nicht geringerer Bedeutung: Goethes Leben und Werke, Schillers Leben und Werke, „aus der neueren deutschen Litteratur“ und — seit Winter 1894 — „die Dramatiker des 19. Jahrhunderts.“ Von dem Zeitpunkte an, da Bächtold sich mit dem Nachlasse und der Biographie Gottfried Kellers beschäftigte, widmete er diesem Dichter dreimal eine einstündige Vorlesung, welche von allen Seiten derart besucht wurde, daß das größte Auditorium die Zuhörer kaum zu fassen vermochte; großer Frequenz erfreuten sich auch die Kollegien über Goethes Faust und über Shakespeares Dramen, während die Vorlesung über Johann Peter Hebel für einen intimeren Kreis berechnet war. Da ich den Verstorbenen nur in öffentlichen Vorträgen habe sprechen hören und als Gast eine Anzahl seiner Shakespeare-Vorlesungen besucht habe, bin ich nicht im Stande, diese Seite seiner Thätigkeit zu schildern. Mir that die Wärme wohl, mit der Bächtold sprach, das sorgfältige Vermeiden aller Scheingelehrsamkeit und alles Bathos, die Klarheit seiner Beweisführung, aus der die durch gewissenhaftes Studium erlangte eigene Ueberzeugung

hervorbrach, ohne daß sie einer besonderen Betonung bedurft hätte.

Das rein Grammatische und das Formale überhaupt waren nicht seine Vorliebe. Von Zeit zu Zeit las er über Metrik und Poetik; den sprachlichen Forschungen auf dem Gebiete des Alt- und Mittelhochdeutschen folgte er, fühlte sich jedoch meines Wissens nie berufen, hier selber Hand anzulegen. Das überließ er gerne andern: für ihn waren die Denkmäler der Litteratur zunächst um ihres Inhaltes willen da.

Immer lebhafter wandte sich Bächtolds litterarhistorisches Interesse der Neuzeit, der Gegenwart zu. Die Herausgabe der Gedichte Leutholds im Spätjahre 1878 (Frauenfeld 1879) war die erste Arbeit dieser Art, eine Frucht, die ihm neben dem aufrichtigen Danke vieler auch allerlei Bitternis eintrug. Bächtold hat bei Anlaß der dritten Auflage (Olten 1884) eine Skizze des tragischen Dichterlebens vorausgeschickt, in welcher er seine Ansichten über die Pflichten eines Herausgebers unmißverständlich äußert. Die Zukunft wird nun lehren, ob er den richtigen Standpunkt eingenommen; wie aber auch der Entscheid falle, niemand wird die großen Verdienste, die sich Bächtold um unsern unglückseligen Landsmann erworben, leugnen können. Und wir Schweizer schulden ihm besondere Anerkennung dafür, daß er das läppische Geschrei von dem „undankbaren Vaterlande“ gebührend zurückgewiesen.

Es war nicht ein bloßer Zufall, der Bächtold zum Herausgeber der Leuthold'schen Gedichte machte; die persönliche Bekanntschaft zusammen mit Gottfried Kellers Wunsch war lediglich die äußere Veranlassung, neben welcher die innere Sympathie gewaltig mitwirkte. Der Dahingeshiedene stand mit seinem Herzen kaum einer Dichtungsart näher als der Lyrik. Seine ganze Natur, sein ganzes Empfinden schienen hiezu

prädestiniert. Bei aller Begeisterung für andere Arten der Dichtkunst trat doch seine besondere Neigung hier offen zu Tage. Das Nachempfinden — im besten Sinne des Wortes — war seine Stärke. Kein Wunder, daß er Mörike und Storm hoch schätzte, daß er seine Arbeit gelegentlich auch Hölderlin zuwandte (vgl. Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1888). Etwa fünfzehn Jahre zurück — wenn nicht mehr — wird Bächtolds Plan zu datieren sein, ein Werk über Mörike zu schreiben. An Sammlungen und Vorbereitungen jeglicher Art fehlte es hiezu nicht. In der Deutschen Rundschau (XI, 2 Bg. 269—284) hatte er 1884 die Feder schon einmal angefaßt, dann folgten in Zwischenräumen, von kleineren Arbeiten abgesehen, der „Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike“, Stuttgart 1885, fünf Jahre später der „Briefwechsel zwischen Moritz von Schwind und Eduard Mörike“ (Leipzig 1890), in welchem die romantische Phantasie des großen österreichischen Malers und des auf seinem Gebiete nicht minder großen schwäbischen Dichters sich die Hand reichen; endlich der Mörike=Storm=Briefwechsel (Stuttgart 1891). Auch die persönlichen Beziehungen des Verstorbenen zu Mörikes Witwe gaben ihm Vieles in die Hand, was der Mörike-Biographie eigentümlichen Wert verliehen hätte. Daß uns dieses Werk nicht noch geschenkt worden, haben wir wohl am meisten zu bedauern. Aber es mußte vor dringenderen Aufgaben „einstweilen“ zurücktreten!

Nachdem kleinere Vorarbeiten wie „die Züricher Minnesinger“ (im Taschenbuch für 1883) und die Unterstützung von Karl Bartschs prächtiger Ausgabe der „Schweizer Minnesänger“ (Frauenfeld 1887) erledigt waren, schritt Bächtold zur Ausführung seines großen Planes. Den ältesten Schätzen deutscher

Litteratur in St. Gallen machte er einen letzten Besuch und schrieb von dort in heiterster Laune an seinen Verleger nach Frauenfeld (Neujahr 1887), der Sezer möge sich nun rüsten, das Opus rücke an. Und in der That konnten im Laufe jenes Jahres die beiden ersten Lieferungen der „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz von Jakob Bächtold“ ausgegeben werden. Die Aufgabe schien genau abgegrenzt: „Dieses Buch will die Schicksale der deutschen Litteratur in der Schweiz von der alten Zeit bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erzählen“, hatte der Verfasser gleich zur Eröffnung verkündet, und nach allem, was er schon geleistet, durfte er hoffen, in absehbarer Zeit zum Ziele zu gelangen. Doch diesmal hatte sich Bächtold getäuscht. Der Stoff, der anfänglich oft aus verborgenen Adern hergeleitet werden mußte, floß ihm nach und nach aus hundert Rigen und Spalten entgegen, kam als wilder Bergbach, als reißender Fluß herangestürzt und drohte den Lenker der Gewässer mit fortzutragen. Da hieß es durchschauen und prüfen, Rinnen graben und Dämme bauen, bis endlich der gewaltige Strom gebändigt und ruhig dahinfließ. Wie oft ließen ihn die Pioniere, die er in seinen ersten Arbeiten rühmend genannt, gänzlich im Stiche, wie manchmal mußte er Forschungen, die er abgeschlossen glaubte, wieder von vorne beginnen! Kein Wunder, daß ihm etwa einmal der Mut sinken wollte, wenn in dem tollen Gewirre kein Ausweg sich zeigte, oder wenn der Sezer die kaum getrockneten Zeilen von ihm forderte. Fünf Jahre lang verrichtete er die harte Arbeit, und kein Leser wird in den prächtigen Kapiteln auch nur das leiseste Echo der Seufzer verspüren, die sich gelegentlich der Brust des unermüden Forschers entlangen. Am Tage des Sechselflautens 1892 machte er das Punktum und feierte dann fröhlichsten Herzens

das zürcherische Frühlingsfest, nachdem er schallhaft am Schlusse der Anmerkungen den Basler Hexameter versendet: Est bona vox s'chenk in, melior trink, optima gar us!

Einer ausführlichen Wertschätzung von Bächtolds Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz bedarf es hier nicht; wer in dem stattlichen Bande von nahezu tausend Seiten auch nur geblättert, hat sich dessen gefreut, wer das Ganze gelesen, der hat dem Verfasser im Geiste aufrichtig gedankt für seine Riesearbeit, wer einzelne Abschnitte nachgeprüft hat, der wird sich der Bewunderung und des Staunens über diese Sorgfalt nicht enthalten können.

Keine Lobrednerei! Höre ich den Dahingeshiedenen warnen. Doch daß wir uns ehrlich freuen über sein Werk, kann und will er uns sicherlich nicht verbieten. Daß die Behandlung nicht durch den ganzen Band hindurch eine gleichmäßige ist, hat er selbst hervorgehoben; wo so Vieles noch völlig aus dem Rohen herausgearbeitet werden mußte, war es unmöglich, harmonische Ausgestaltung zu erreichen. Das schadet dem Werke auch gar nicht; es ist auch so weit mehr, als der Verfasser uns versprochen: „Ich wollte ein leßbares, manchmal sogar ein kurzweiliges Buch schreiben“. Es ist ein Buch, auf das jeder Schweizer mit Stolz hinweisen darf, eine Arbeit, der man, so weit die deutsche Sprache verstanden wird, nur rückhaltlose Anerkennung gezollt hat.

Von einem Torso zu sprechen ist nicht billig. Bächtold hatte sich im Einverständnis mit seinem Verleger vom ersten Satze an die Grenze gesteckt, bis zu der er gelangt ist und es ist undankbar, darüber mit ihm rechten zu wollen. Eine Behandlung unserer Litteratur im 19. Jahrhundert wäre in diesem Stile gar nicht wünschenswert. Die mögliche Fortsetzung, von der er in der Vorrede spricht, hätte ein ganz an-

deres Gepräge erhalten und Bächtold hätte sie uns erst nach einer völligen Umarbeitung des Hauptwerkes bieten wollen.

Bedauern können wir wohl, daß dieser Plan nicht mehr verwirklicht worden, und gleichzeitig werden wir anerkennen, daß er zu Gunsten eines Unternehmens hat zurücktreten müssen, dessen Ausführung für den Augenblick viel wichtiger war: Gottfried Kellers Leben. Das Verhältniß Bächtolds zu unserem Dichter wird vielleicht einmal ein anderer schildern; die ersten geistigen Beziehungen gehen jedenfalls bis ins Jahr 1867 zurück, als der Verflorbene seine zweite Novelle schrieb, die ganz von der Art Gottfried Kellers durchdrungen ist. Was der Gelehrte herausgab, fand seinen Weg auf den Schreibtisch des Dichters, der die Gaben mit Verständnis und Dank entgegennahm. Mit besonderer Freude erfüllte ihn Bächtolds Manuel-Ausgabe, worüber er sich am 17. und 18. Februar 1879 im Feuilleton der Neuen Zürcher-Zeitung in warmen Worten äußerte. Jahre hindurch war der persönliche Verkehr zwischen beiden ein überaus reger, bis Keller in seiner herben und derben Art einmal den Litterarhistoriker in einer Weise angriff, die ein weiteres Zusammengehen unmöglich machte. Wer Keller gekannt, wird dies begreifen. Am 70. Geburtstage des Dichters hielt Bächtold eine prächtige Festrede in der Aula der Universität; beim Tode Kellers ergriffen andere das Wort, und geschäftige Biographen drängten sich herbei. Und doch war für jeden Urteilsfähigen die Lage klar: nur in Bächtolds Hände konnte der Nachlaß gelegt werden.

Zunächst erschienen auf Weihnachten 1892 Gottfried Kellers nachgelassene Schriften und Dichtungen, und schon ein Jahr darauf konnte der erste Band von „Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher.“

(Berlin, Herz 1894) herausgegeben werden. Im Spätjahr 1896 kam die Arbeit zu ihrem Abschlusse. Die drei stattlichen Bände sind in Aller Erinnerung und in Vieler Händen; Bächtolds Methode hat Kritiker gefunden, man glaubte da und dort größere Kürze, mehr Zurückhaltung fordern zu dürfen. Das alles wird nun in den Hintergrund treten gegenüber dem großen und bleibenden Verdienst des Verbliebenen. Den „enthusiastischen Ton“, den Keller verabscheute, hat Bächtold gemieden, er hat uns den Dichter, wo immer möglich, mit seinen eigenen Worten vorgeführt; er hat uns aber gleichzeitig — und darin sehe ich das Unvergängliche in Bächtolds Schöpfung — ein Bild des literarischen Lebens in Zürich während eines halben Jahrhunderts gegeben, wie wir es feiner, origineller und zuverlässiger von keiner Seite hätten empfangen können.

Man sollte glauben, mit solchen Aufgaben sei die Zeit eines Menschen voll und ganz in Anspruch genommen, und doch brachte es Bächtold fertig, noch mehr zu leisten. Er war unermüdlich darin, verborgene Schätze der Litteratur aus Tageslicht zu ziehen und sie der Mit- und Nachwelt in der feinsten Politur und Fassung zu überliefern. In Schaffhausen fand er unter den Papieren Johann Georg Müllers (eines Bruders Joh. von Müllers) anmutige Aufzeichnungen die er 1881 mit der Ueberschrift „Aus dem Herderschen Hause“ (Berlin, Weidmann) herausgab; in Zürich prüfte er den Nachlaß von David Heß (1770—1843), der uns allen als Verfasser der „Badenfahrt“ und der „Rose von Jericho“, wie nicht weniger als Herausgeber von Usteris Werken lieb und teuer ist, und veröffentlichte dann die Heß'sche Biographie des unglücklichen philanthropischen Schwärmers Joh. Caspar Schweizer (Berlin 1884). Seinem gelehrten Freunde Reinhold Köhler in Weimar brachte er zum

sechszigsten Geburtstage „Einen Mund voll kurzweiliger Schimpf- und Glimpfreden, observiert anno 1651—1652“, ein paar Blätter des köstlichsten Humors.

Von Deutschland her erang 1889 an Bächtold durch seinen Freund Professor Erich Schmidt in Berlin die ehrenvolle Aufforderung, sich an der kritischen Ausgabe von Goethes Werken, die unter der Protektion der Großherzogin von Sachsen-Weimar erscheinen sollte, zu beteiligen und er übernahm zunächst „Wahrheit und Dichtung“, später auch die Tagebücher, zu welchem Zwecke ein Aufenthalt in Weimar nötig war. Damals wurde Bächtold auch zu Hofe geladen, und es gehörte zum Besten, was er einem Freundeskreise widmen konnte, wenn er sich als gewandten Hofmann schilderte.

Der Bitte um Vorträge, die an den Verstorbenen so häufig gerichtet wurde, entsprach er in früheren Jahren stets mit der größten Bereitwilligkeit und hat damit Vielen genützt und lehrreiche Abende bereitet. Wie füllten sich die Tische in der „Antiquarischen“, wenn es hieß: Jakob Bächtold wird sprechen! Auch für kleinere Gelegenheitspublikationen war er immer zu haben. Dem Zürcher Taschenbuch lieferte er neben der schon erwähnten Arbeit über die Züricher Minnesinger (1883) noch 1894 die Briefe von J. G. Schultzeß an Bodmer; der Stadtbibliothek verfaßte er 1890 ein Neujahrsblatt (Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie); den Antiquaren publizierte er eine „Liederchronik“ und gab ihnen 1880 für die „Mitteilungen“ Das glückhafte Schiff von Zürich. Nach den Quellen des Jahres 1576.

Für die Zeitschriften, die ihn um seine Mitarbeiterschaft eruchten, hatte er immer etwas bereit, so z. B. in den letzten Jahren für die Germania (Bd. 21 resp. 33) „Einnundzwanzig Fabeln,

Schwänke und Erzählungen des 15. Jahrhunderts“; für die „Romanischen Forschungen“ Bd. V (1889) eine Studie „Ueber die Anwendung der Wahrprobe in der Schweiz“; für die *Memannia* (Bd. XX 1892) „Zwei Hochzeitsgedichte“ (von Johannes Grob 1676 und von Gottlieb Heidegger 1710); und wie Vieles — von kleinerem und größerem Umfange — findet sich nicht in der Münchner „Allgemeinen Zeitung“, im Anzeiger für Schweizergeschichte, in Nord und Süd, in der Zeitschrift für deutsches Altertum, im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“, in der Deutschen Rundschau; und wie manchen schweizerischen Schriftsteller hat er in der Allgemeinen deutschen Biographie nach Leben und Leistungen dargestellt!

Und soll ich hinzufügen, mit welchem Eifer er seinen wertvollen Rat und seinen unermüdlischen Fleiß dem Vereine für Verbreitung guter Schriften widmete, wie gewissenhaft er die Auswahl für die Anschaffung deutscher Bücher in der Museums-gesellschaft traf? Von allen Seiten werden wir nun die Klage hören: ja, wenn wir nur Professor Bächtold darüber fragen könnten! Ueberall wird man seine reiche Erfahrung, seine große Gefälligkeit schmerzlich vermissen.

Schon einmal haben wir ja vor dem drohenden Verluste gestanden, im Sommer 1895, als an Bächtold der ehrenvolle Ruf nach Leipzig ergangen war. Es war ein harter, schwerer Kampf, den er damals zu bestehen hatte. Mit allen Wurzeln seiner Kraft ans Vaterland festgewachsen, Schweizer bis auf den letzten Blutstropfen, mußte er doch ergriffen sein von dem großen Vertrauen, das ihm eine der größten deutschen Hochschulen, geistig vielleicht die regsamste, entgegenbrachte. Sollte er nicht dem Schweizernamen im

Auslande neue Ehre machen, war es nicht Pflicht gegen die Seinigen, die glänzende Stellung anzunehmen? Bächtold hat sich fürs Bleiben entschieden und heute wissen wir ihm erst recht Dank dafür. Nun, da sein Leben — und Leiden abgeschlossen vor uns liegen, zeigt sich sein damaliger Entscheid in anderm Lichte. Außerlich dem Rufe seiner Freunde folgend: „Verpflanze nicht den schönen Baum, Gärtner! er jammert mich!“ mag sich der Verstorbene innerlich gesagt haben, daß der alte Stamm die Versekung in neues Erdreich nicht mehr ertragen würde. Schüler, Freunde, Kollegen — die weitesten Kreise haben ihm damals gesagt, wie lieb und teuer er allen war, und selbst angesichts des bittersten Verlustes freuen wir uns, daß er uns wenigstens die zwei kostbaren Jahre noch gegönnt. Anerkennenswert ist, wie unsere Behörden sich damals bemühten, der Universität die vorzügliche Kraft zu erhalten und wie nach dem Entscheide der Bundesrat dem Verstorbenen dadurch seine Dankbarkeit bewies, daß er ihm unter den günstigsten Bedingungen einen Lehrauftrag am Eidg. Polytechnikum erteilte.

Aus Bächtolds Schriften, selbst aus der kleinsten Notiz spricht überall seine Eigenart, seine Urwüchsigkeit, und die trat im Leben vielleicht noch stärker hervor. Das Wort, für Vortrag oder Publikation sorgsam abgewogen, entfloß im Gespräche oft seinem Munde, ohne daß ihm die nötige Vorsicht zur Seite ging. Und wie er mit seinen litterarischen Leistungen gelegentlich Gegner fand, so fieß er da und dort auch mit seinen mündlichen Äußerungen auf Widerstand. Das ist das Loß der Leute, die nicht auf ausgetretener Bahn wandeln. Aber Bächtold war durch und durch versöhnlich; er vergaß gern und durfte erwarten, daß andere — nicht minder großmütig —

auch ihm vergessen. Nie hat er die dargebotene Hand zurückgewiesen und war nie glücklicher, als wenn er mit jedermann im Frieden leben konnte.

Als schönstes Geleite hatte er einen unverwüßlichen Humor stets neben sich, einen Genossen, der ihn von seinen ersten litterarischen Versuchen bis zum letzten Federstrich nicht verließ, der im Kreise der Familie und der Freunde, wie in der Rede bei ihm stand. Was wüßten die Wände so manch wackerer Trinkstube in Zürich und anderswo nicht für heitere Geschichten zu erzählen, die sie aus dem Munde Jakob Bächtolds vernommen! Und hinter diesem Humor stand eben das wohlthuende Bewußtsein erfüllter Pflicht, das gute Gewissen, daß eine tüchtige Arbeit vollbracht sei. Als das zunehmende Herzleiden ihm kategorisch verbot, selbst an unschuldigen Gelagen teilzunehmen, erfreute er sich an der Lektüre humoristischer Schriftsteller. Wie oft sprach er mir im letzten Jahre von dem Vergnügen, das ihm Dickens bereitet!

Die Musik hat ihm manche glückliche und weisevolle Stunde geschenkt. Als junger Mensch spricht er von der Wirkung, die der Trauermarsch aus Händels Saul, Davids Klagegesang oder die prachtvolle Arie: O Herr, des Glüts endlos ist! auszuüben im Stande seien — und wohl an ihm selbst ausgeübt hatten. In seinem Hause, wo es ihm wohl war wie nirgends, spielte die Musik eine wichtige Rolle; Konzerte besuchte er mit Auswahl; für Brahms, mit dem ihn persönliche Freundschaft verband, hatte er große Vorliebe. In nachmittäglicher Zeit phantasierte er wohl auch einmal im Freundeskreise auf dem Klaviere — und wie konnte er weidlich böse werden, wenn das Gebrüll übermütiger Genossen ihn daran störte!

Seit dem Rufe nach Leipzig hatte Bächtold ein Stück seiner alten Fröhlichkeit und Kraft eingebüßt.

Er war nicht mehr im Stande eine so ungeheure Arbeitslast zu tragen wie früher, sich dann wieder so ungebundener Freude ganz hinzugeben wie ehemals. Der Anfang der Krankheit traf offenbar so ziemlich mit jenem Entschiede zusammen, der ihm so viel Mühe machte. „Jetzt kann ich das Thor schließen“, meinte er mutlos kurz nachher, raffte sich aber glücklicherweise doch wieder auf. Ein letzter großer Genuß war für ihn die Fahrt nach Neapel, die er von Nervi aus zu Ostern dieses Jahres in Gesellschaft seines lieben Freundes Viktor Meyer unternahm. Anfangs Juli schickte er mir die Gottfried Keller-Bibliographie (Berlin, Herz 1897. 36 Seiten) hinüber; als ich ihm dankte, betonte er nur immer, wie froh er sei, auch diese Aufgabe noch abgeschlossen zu haben. Er ordnete seine Bibliothek, sichtete seinen reichen, wertvollen Briefwechsel und bestellte sein Haus. Die Redensarten, man könne bei einem Herzleiden alt werden, versingen nicht mehr, der unerbittliche Tod hatte zu deutlich angeklopft. Da erst, als er sich nicht mehr nach der Universität zu schleppen vermochte, gab er nach. Eine Ruhepause von zehn bis vierzehn Tagen sollte es ihm möglich machen, die Vorlesungen des Semesters noch zu einem ordentlichen Abschlusse zu bringen. Mitte Juli versuchte ers noch einmal; aber ein furchtbarer Herzkrampf war die Folge der Pflichttreue.

Das Semester ging seinem Ende entgegen, ohne daß Bächtold die Vorlesungen wieder hätte aufnehmen können. Da flackerte das Lebenslicht zum letzten Male auf. Er durfte wieder seinen kleinen Abendspaziergang unternehmen; am 31. Juli traf ich ihn auf der Fahrt zum See, am 4. August saß er ein Stündchen bei mir im Garten. Beide Male sprach er mit Wärme von einer neuen Arbeit: Die Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz sollte umgegossen und dann

fortgesetzt werden. Er freute sich so recht, daß er den Stoff nun völlig beherrsche und überblicke; er hoffte offenbar, der Welt ein abgerundetes, vollkommenes Kunstwerk darbieten zu können. Noch am Sonntag vormittag brachte mir mein Junge, den ich mit einem Zettelchen hinübergeschickt, die Kunde, wie fröhlich und freundlich „Papa Bächtold“ sei. Anderthalb Stunden später standen wir erschüttert an seiner Leiche.

Vor dreißig Jahren hat der Gymnasiast Jakob Bächtold das Ende eines geistlichen Herrn geschildert, der seine letzte Predigt gehalten hatte. „Dann schaute der Herr Pfarrer, als er draußen war, recht innig die blauen Wolken und die weißen Schneeberge und sein blühendes Gärtlein an, und in seinem Stüblein angekommen, unterhielt er sich noch einmal in liebevoller Weise mit seiner Familie, nahm noch einmal das irdische Mittagsmahl inmitten der Seinen ein und dann stieg er zum letzten Mal in sein Studierzimmer hinauf, nahm sein Gesangbuch und las mit zitternder Stimme das Lied: „Wie wird mir sein, wenn ich dich, Jesu, sehe“. Erschöpft legte er sich hin zum Mittagsschläfen, von dem er nicht wieder erwachte.“ — Und wie in jenem Pfarrhause, so schauten auch hier die rankenden Reben zum Fenster hinein, ob der alte Freund nicht wieder komme. —

Die Angehörigen, die Freunde, die Universität, das Vaterland, die deutsche Wissenschaft — alle haben unendlich viel an Jakob Bächtold verloren, und der rasche Abschied war furchtbar; ihm aber blieben die Schrecken langen Siechtums erspart, und er genießt — um sein eigenes Zitat aus Goethe zu wiederholen — den Vorteil, „als ein ewig Lüttiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten.“ Auf der Höhe des Zürichberges, von wo er so oft die

scheidende Sonne geschaut, wird seine Asche unter einem bescheidenen Denksteine ruhen; aber in seinen zahlreichen Schriften, zumal in seiner „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz“ hat er sich selbst das unvergängliche und schönste Monument errichtet.

Zürich, 15. August 1897.

Theodor Vetter.

Zentralbibliothek Zürich



ZM01245753

